

Unsere Stadt soll schöner werden

Der Verein „Neue Auftraggeber“ stellt die Art, wie Kunst entsteht, vom Kopf auf die Füße: Bürger entscheiden, was sie brauchen, und berühmte Künstler liefern. Jetzt gibt es auch Geld vom Staat.

Le Blé en herbe“ heißt eine kleine Grundschule in dem bretonischen Dorf Trébédan. Als sie, die junge Saat, vor einiger Zeit renoviert werden musste, waren sich Lehrer und Eltern einig: Irgendwas mit Kunst sollte bei dieser Gelegenheit auch gemacht werden. Eine Vorstellung aber, wie diese Kunst aussehen und von wem sie stammen könnte, hatten sie nicht. So wandten sie sich an einen Verein mit dem sonderbaren Namen „Nouveaux Commanditaires“, der – gegründet 1991 auf Initiative des belgischen Künstlers François Hers in Paris – in Fälen wie diesen eine umfassende Betreuung anbietet. Wer Kunst auf eigene Faust vorschlagen und realisieren will, kann bei den „Neuen Auftraggebern“ auf Beistand und Expertise hoffen. Ihr Konzept zählt zu den innovativsten und erfolgreichsten Anregungen für eine Kunst am Bau oder im öffentlichen Raum, die auf Bürgerwunsch zurückgeht – und die von Anfang an mit denen geplant wird, die später in ihren Genuss kommen sollen.

Nach Trébédan, in die Vierhundert-Seelen-Gemeinde bei Saint-Malo, entsandte der französische Verein 2007 eine sogenannte Mediatorin, auf dass sie gemeinsam mit der Schule erst einmal auslöte, welche Kunst dort konkret gefragt sei und wozu sie an diesem Ort überhaupt da sein solle. Bald stellte sich heraus: Es ging um weit mehr, als nur Wände zu verschönern und den Pausenhof mit Skulptur zu möblieren. Die Schule wollte ins dörfliche Alltagsleben einrücken, ja zur Mitte für alle werden. So fiel die Wahl schließlich nicht auf einen Bildhauer oder Maler, vielmehr wurde die Pariser Designerin Matali Crasset beauftragt, die Schule komplett umzustrukturieren.

Crasset, die ehemalige Mitarbeiterin von Philipp Starck, ließ sich auf einen langen Prozess ein, um mit der Gemeinde unterschiedliche Ideen zu diskutieren. Als Resultat wurden die Klassenräume und der Kindergarten nach ökologischen Standards renoviert, die Schule wurde um eine Kantine und eine Bibliothek erweitert und völlig neu geordnet, so dass seit 2015 dort nicht nur Unterricht stattfindet. In der Schule spielen sich auch die kulturellen Aktivitäten von Trébédan ab. Damit ist eine Saat erfolgreich aufgegangen.

Mit einem Begriff der amerikanischen Kunsthistorikerin Miwon Kwon lassen sich die Aktivitäten der Nouveaux Commanditaires als „Community Involvement“ beschreiben. Eine lange Liste von mehr als dreihundert realisierten Arbeiten in Frankreich stellt die Nachhaltigkeit dieser Praxis eindrucksvoll unter Beweis. Namhafte Künstler haben sich beteiligt, darunter Vito Acconci, Angela Bulloch, Ernst Caramelle und Yona Friedman, Liam Gillick, Domini Gonzalez-Foerster, Martha Rosler und Jessica Stockholder. Sie haben Gedenkstätten geschaffen, Imbissbuden, Spielplätze oder, wie Michelangelo Pistoletto in Marseilles, ein interkonnektionelles Meditationszentrum: Das Paoli Calmettes Institute, ein 1925 gegründetes



Der François-Mitterrand-Platz in Lille war Durchgangsort. Bis Erwin Wurm eine Food-Truck-Skulptur gestaltete. Foto Maxime Dufour

Krebszentrum, öffnete seine katholische Kapelle im Jahr 2000 allen Religionen und auch jenen Besuchern, die an gar keinen Gott glauben. Der italienische Künstler unterteilte den Betraum in fünf offene Kompartimente – für Buddhismus, Judentum, Christentum und Islam sowie für ein säkulares Gedenken. Im Zentrum platzierte er ein berühmtes Objekt seines Œuvres aus dem Jahr 1966, den „Kubischen Meter der Unendlichkeit“. Sechs nach innen gekehrte Spiegel bilden einen Würfel, der die Ewigkeit umschließt. Zu den jüngsten Projekten der „Nouveaux Commanditaires“ zählt ein minimalistischer Skulpturengarten von Camille Henrot im südfranzösischen Pailherols: „Ma montagne“, ihr persönlicher Berg.

In Deutschland hat sich ein Ableger der Auftraggeber bereits vor zehn Jahren gegründet. Seine Aktivitäten und Potentiale werden hierzulande bislang aber nur wenig wahrgenommen. Als Alexander Koch 2007 der Vorsitz der „Gesellschaft der Neuen Auftraggeber“ in Deutschland angetragen wurde, erkannte der damalige Kurator, der heute Galerist in Berlin ist, in deren Zielen eine „Antwort auf alle meine Fragen“: nach der Bedeutsamkeit von Kunst, ihrer gesellschaftlichen Teilhabe, den Vorzeichen ihrer Entstehung. François Hers' Programm nennt Koch noch immer „revolutionär“, sein Modell eine „Kulturtechnik“. Bei unseren Nachbarn fördert die „Fondation de France“ seit 1991 die Nouveaux Commanditaires, anfangs mit 750 000 Euro jährlich, heute mit 1,5 Millionen Euro im Jahr. Jetzt würdigt auch in Deutschland die Kulturstiftung des Bundes die „Neuen Auftraggeber“: Sie wird in den kommenden drei Jahren zwei Millionen Euro zuschießen.

Kunst im öffentlichen Raum, so Koch, folge noch immer dem „Schema F“. Wettbewerbe würden ausgelobt, Kommissionen aus Fachleuten träten zusammen, Künstler erhielten Aufträge, und wenn das Werk fertig sei – erst dann –, erfahre die Öffentlichkeit etwas von der Kunst, die in ihrem Namen beauftragt wurde. „Partizipation sieht anders aus“, so Koch. Genau auf diese Teilhabe zielen die Ideen der Neuen Auftraggeber. Warum und in wessen Namen Kunst als

Res publica stattfinden solle, müsse ihnen zufolge „nicht kulturpolitisch herbeigeredet werden“, vielmehr sei das durch das Bürgerbegehren immer schon geklärt, das Verfahren somit „vom Kopf auf die Füße gestellt“.

Unter den Vorzeigeprojekten in Deutschland befinden sich die „Sieben Künste von Pritzwalk“, realisiert 2014 als „Porträt“ der kaum blühenden Kleinstadt in Nordwestbrandenburg. Zwei Bürgerinnen wollten der Gemeinde mit Gegenwartskunst Leben einhauchen. Die Verwaltungsangestellten wandten sich an Gerrit Gohlke, den Direktor des Brandenburgischen Kunstvereins in Potsdam, der im Berliner Umland als Mittelsmann fungiert und das Künstlerduo Clegg & Gutmann ins Spiel brachte. Aus dessen Dialog mit den Pritzwalkern entstanden jene „Sieben Künste“ in Gestalt eines Festivals in sieben leerstehenden Ladenlokalen mit Performance und Kunst aller Gattungen, das sich als kollektive „soziale Plastik“ verstand. Alle sollten sich dazu bekennen – und mitmachen. „Wir haben zu viele Projekte gesehen, in denen Partizipation nur eine Behauptung ist“, sagt Martin Clegg. Aus den „Sieben Künsten“ wiederum erwuchs die Gründung eines Kunstvereins, der inzwischen fünfzig Mitglieder zählt: das Resultat „tiefenpsychologischer Betreuung“, so Gohlke.

Unterdessen entsteht in einer Flüchtlingsunterkunft am früheren Flughafen Tempelhof in Berlin, in Zusammenarbeit mit dem Institut für Auslandsbeziehungen, ein Projekt, das der dreundwanzigjährige Bewohner Sartet Namiqu aus Kurdistan in Auftrag gegeben hat: Ein Science-Fiction-Comic malt die mögliche Zukunft von Tempelhof aus; die Story steuert der Cyber-Punk-Autor Bruce Sterling bei. Geplant sind für die nächsten Jahre Projekte in Deutschland Ost und West, wo Städte schrumpfen und kulturelle Infrastrukturen schwinden. „Lokale Verortung ernst nehmen“, „unterschiedliche Mentalitäten bedienen“ lauten Maximen für die fünf Mediatoren. Als „Rotes Kreuz für die Kunst“ will Alexander Koch die Neuen Auftraggeber allerdings nicht verstanden wissen. Es sei nicht ihr Job, für klamme Kommunen in die Bresche zu springen.

Inzwischen breitet sich die Idee aus, außerhalb von Frankreich und Deutschland sind bislang rund hundert Werke auf die Beine gestellt worden, in Norwegen, Chile, Amerika oder im Irak. Bei Projekten in Indien, Nigeria, Südafrika ist das Goethe-Institut finanziell eingestiegen – wie jüngst auch beim bislang wohl ungewöhnlichsten Vorhaben in Kamerun. Im Regenwald des Reservats Dja hat eine Dorfgemeinschaft der Baka ein Museum für ethnographische Gegenstände und Musikinstrumente sowie einen botanischen Lehrpfad gegründet. Eine Bühne dient der Aufführung polyphoner Gesänge, für die das Pygmäenvolk ebenso berühmt ist wie für seine überlieferten Kenntnisse von Pflanzen und ihrem medizinischen Wert. Wie aber kommt man überhaupt auf die Idee, hier ein Museum zu gründen? Die Leute aus dem Dorf wollten lieber mit ihren kulturhistorischen Zeugnissen Geld verdienen als mit Jobs an der Tankstelle oder Taxifahren, erklärt Koch. Den Kontakt habe der Kameruner Anthropologe Germain Loumpet hergestellt, der auch als Mediator und Gewährsmann fungierte. Ist solcher Support aber nicht doch missionarisch, wenn nicht gar kolonialistisch? Koch widerspricht entschieden. Man helfe bei der Finanzierung, und: „Auch in Kamerun gibt es durchaus Geld, es ist nur falsch verteilt.“ Was die Adressaten damit machten, sei „Sache kultureller Selbstbestimmung“.

Die Förderung durch die Bundeskulturstiftung in Deutschland ist Anschlag für ein Modell, das sich, wenn es überleben will, langfristig selbst institutionalisieren muss. In Frankreich hat sich das Netzwerk zum Beispiel an Museen ange dockt. Er sei überrascht, wie nachhaltig sich seine Ideen etabliert haben, sagt der Erfinder François Hers. Einer in die Jahre gekommenen Kunst am Bau und im öffentlichen Raum hat er mit seiner Idee Elan verliehen und der Public Private Partnership ihre Glaubwürdigkeit zurückgegeben. Nebenbei griff Hers mit seinen Vorstellungen von Partizipation der „relationalen Ästhetik“ ein paar Jahre voraus, auch sie eine französische Errungenschaft der neunziger Jahre. Er siedelte sie aber von vornherein außerhalb der Museumsmauern an. GEORG IMDAHL

Wer solche Lehrer hat, braucht keine Professoren

Seinem Fach um Jahre voraus: Zum Achtzigsten des Freiburger Literaturhistorikers Heinrich Bosse

Mitunter beschließt ein Fach, seine besten Forscher nicht zu Professoren zu machen. In Cambridge und Oxford ist das keine große Sache, weil ein hochanerkanntes und irgendwie auskömmliches intellektuelles Leben auch diesseits der Professur geführt werden kann. Hierzulande aber gilt sinngemäß seit jeher und immer mehr, dass der ganze akademische Mensch bei W2 beginnt.

Die List der Vernunft, die darin stecken kann, einen bedeutenden Forscher nicht auf den Drittmittelweg zu schicken, ihn nicht der Lehre zu entfremden, seine Verführbarkeit durch die Phrasen der Exzellenz und die Reize von Kommissionstätigkeit nicht zu erproben, zeigt sich an Heinrich Bosse. Sein Fach, die Germanistik, hat den Freiburger Literaturhistoriker nicht zum Professor gemacht. Sein Leben lang blieb er Akademischer Rat und nahm den Kollegen damit Aufgaben in der für sie oft so leidigen, offiziell natürlich für ganz, ganz wichtig erklärten Lehre ab.

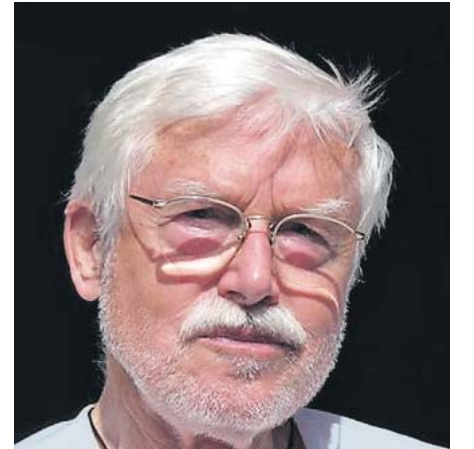
Das war einerseits grotesk, wenn man sich anschaut, wer so alles aus seiner Generation auf Lehrstühlen untätig oder leergeschäftigt herumsaß. Bosse schrieb, wenn er etwas erkannt hatte. In seiner 1978 vorgelegten Studie zur Veränderung der Schulrhetorik nach 1770 steckten ganze Sonderforschungsbereiche. Seine Habilitationsschrift über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit war 1981 dem Fach Jahre voraus. Die 1999 zusammen mit Ursula Renner verfasste Einführung in das „Sprachspiel“ der Literaturwissenschaft kann noch heute den paradigmengestaltenden Studenten Trost und Anregung bieten, weswegen sie 2010 wieder aufgelegt wurde. Der Band seiner Studien zur „Bildungsrevolution 1770–1830“, dem deutschen Beitrag zur modernen Gesellschaft, enthält augenfällige Aufsätze über die Rolle der Gelehrten in der Ständegesellschaft, über den Einfluss der Schiefertafel im Unterricht auf das Sprachdenken der Generation um 1800 und über die Rolle des „geschärften Befehls zum Selbstdenken“ in der pädagogischen Kultur jener Zeit.

Womit auch schon bezeichnet wäre, weshalb es auch wieder ein Segen war, dass Heinrich Bosse Lehrer blieb und nicht Drittmittelverwalter wurde. Von seinem Naturell eigensinniger Bescheidenheit muss dabei kaum die Rede sein. Viel-

mehr von seinem Leitmotiv, dem autodidaktischen Erwerb von Erkenntnis. Ob Bosse über das Liebhabertheater, die Kritik des Dilettantismus, den Unterschied zwischen Musensohn und Philister oder über die Sozialgeschichte des Wanderlieds schrieb, stets lagen ihm die am Herzen, die aus eigenem Antrieb etwas lernen und erkennen wollten.

Man könnte denken: die idealen Studierenden. Aber da würde Bosse wohl mehr als eine Fußnote über die biographischen Lebensführungskosten des Eigensinns und der autodidaktischen „Schreckensmänner“ vom Schlage Johann Gottlieb Fichtes, Salomon Maimons oder Karl Philipp Moritz machen können. Und schon wäre man in einer Diskussion mit ihm darüber, ob Daffurhalten aus eigener Meinung besser ist als das Studium eines Kanons und was es heißt, dass Rousseaus These, Bücher seien in der Erziehung das Schädlichste, in einem Buch steht. Man wäre, mit anderen Worten, mitten in einer Literaturwissenschaft, die sich keine Sorgen um den Eindruck machen müsste, es gehe auch ohne sie.

Wenn es das Institut des Professors honoris causa gäbe, die Universität Freiburg hätte den Titel längst an einen ihrer interessantesten Geisteswissenschaftler der vergangenen vierzig Jahre verleihen können. Heute feiert Heinrich Bosse seinen achtzigsten Geburtstag. JÜRGEN KAUBE



Heinrich Bosse

Foto Archiv

Hau rein!

Geschichtswettbewerb Ruhr

Ende 2018 wird mit Prosper-Haniel in Bottrop das letzte Bergwerk im Ruhrgebiet geschlossen, die Kohleförderung läuft aus. Aus diesem Anlass schreibt das Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emser e.V. einen Geschichtswettbewerb aus, der unter dem Titel „Hau rein! Bergbau im Ruhrgebiet – Alltag, Wissen, Wandel“ dazu aufruft, zurückzuschauen und die Geschichte, Werte und Traditionen des Bergbaus in den Blick zu nehmen. Der Wettbewerb findet unter dem Dach des Programms „Glückauf Zukunft!“ statt, den die RAG-Stiftung 2016 initiiert hat, und richtet sich sowohl an Wissenschaftler und Journalisten als auch an historisch interessierte Menschen in der Region (www.geschichtskultur-ruhr.de). Historisch-kritische Bücher und Aufsätze wie auch persönliche Aufzeichnungen,

Ausstellungen, Fotostrecken, Videos, Soundscapes und Dokumentationen können eingereicht werden. Die Beiträge dürfen nicht vor 2012 fertiggestellt worden sein, Einsendeschluss ist der 31. Dezember 2017, die Preissumme beläuft sich auf insgesamt fünfzigtausend Euro. aro.

Insgeheim erschüttert

Literaturhauspreis für Terézia Mora

Terézia Mora erhält in diesem Jahr den Preis der Literaturhäuser. Damit ist im Frühling eine Lesereise durch die zehn beteiligten Institutionen verbunden, von Zürich bis Rostock, und ein Preisgeld von 15 000 Euro. Die 1971 geborene Berliner Schriftstellerin erhält die Auszeichnung für ihre Prosa, die nach Meinung der Jury „auf unterschiedliche Weise abbildet, was unsere Gesellschaft insgeheim erschüttert“. F.A.Z.

Das Echo hat ausnahmsweise einen Umweg gemacht

Und dürfte nur noch kritischer werden: Ein rezensierter Wissenschaftler klagt gegen seinen Rezensenten

Prominent rezensiert zu werden ist eigentlich der Wunsch eines jeden Autors, einer jeden Wissenschaftlerin. Promotions- und Habilitationsordnungen, aber auch stillschweigende Vereinbarungen der Wissenschaftsgemeinschaft verlangen, dass publizierte Schriften fachlicher Überprüfung standhalten. Da die Bewertung der Wissenschaftlichkeit so eine große Bedeutung für akademische Karrieren hat, gilt dies auch für Rezensionen. Deshalb ist Sachlichkeit ebenso geboten wie die Einordnung in den Forschungskontext, deshalb suchen Rezensitionsorgane nach Expertinnen und Experten, deshalb werden Rezensionen sorgfältig lektoriert. Die rezensierte Autorin wie der Leser müssen sich auf gute wissenschaftliche Praxis verlassen können. Als Servicegenre bietet die Rezension einen Inhaltsüberblick, Einordnung und Bewertung, kurzum Orientierung für Forschung und Lehre.

All diesen Kriterien genügt eine von Sören Flachowsky, einem wissenschaftlichen Mitarbeiter der Berliner Humboldt-Universität, verfasste Rezension, die am 14. Juni 2016 bei H-Soz-und-Kult veröffentlicht wurde, einer an der Humboldt-Universität angesiedelten Online-Plattform, die sich in Konkurrenz zu gedruckten Fachzeitschriften als wichtiges Medium für geschichtswissenschaftliche Besprechungen etabliert hat. Gegenstand

der Rezension ist Julien Reitzensteins bei Schönigh verlegtes Buch „Himmels Forscher“ über das „Institut für wehrwissenschaftliche Zweckforschung“ (IWZ), eine Ausgründung des Ahnenerbes der SS. Was die Form angeht, hätte der Rezensent Inhaltsreferat und Bewertung noch etwas stärker trennen können, doch seine Einwände sind sachlich formuliert und gut begründet. Er übt Kritik an einer gewissen Überbewertung der Bedeutung des IWZ und vermisst Stringenz in der Bewertung der Handlungen des Institutsgeschäftsführers Wolfram Sievers.

Vor der Veröffentlichung hatte die Kritik vor den Augen des zuständigen Fachredakteurs Michael Wildt bestanden, eines ausgewiesenen Experten für den Nationalsozialismus. Unglücklich ist der Umstand, dass Wildt an der Humboldt-Universität just den Lehrstuhl innehat, an dem Flachowsky beschäftigt ist. Immerhin bleibt diese institutionelle Verbindung von Redakteur und Rezensent nicht intransparent, denn bei H-Soz-und-Kult wird stets ausgewiesen, wer eine Rezension redaktionell betreut hat.

Dass sich Reitzenstein mit dem Urteil über seine Düsseldorf-Doktorarbeit nicht abfinden wollte, ist legitim. Dazu hätte er den von der Redaktion angebotenen fachlichen Weg einer Replik wählen können; dass rezensierte Autoren eine

Widerrede publizieren, ist bei H-Soz-und-Kult regelmäßige Übung. Stattdessen schlug Reitzenstein den juristischen Weg ein und klagte gegen Flachowsky vor dem Landgericht Hamburg, das am 27. Juli 2016 in einem ohne mündliche Verhandlung erlassenen Unterlassungsbeschluss das Streichen eines Halbsatzes verfügte. Der Text der Rezension wurde entsprechend bereinigt. Im November legten Reitzensteins Anwälte mit weiteren Unterlassungsforderungen nach. Mit Bezug auf zwei Sätze gab Flachowsky eine Unterlassungserklärung ab. Rüdiger Hohls, Projektleiter von H-Soz-und-Kult, lehnte es ab, eine auf die redaktionelle Kommentierung bezogene Unterlassungserklärung abzugeben. Gleichwohl löschte die Redaktion am Montag dieser Woche unter Verweis auf die Kosten einer Fortsetzung der juristischen Auseinandersetzung die Rezension von der Plattform.

Damit hat Reitzenstein nun ein Höchstmaß negativer Aufmerksamkeit für seine Dissertation erreicht. Welche Zeitschriftenredaktion wird sich künftig an seinen Büchern die Finger verbrennen wollen? Seine Klage ist kein Einzelfall. Der 1946 gegründete „Göttinger Arbeitskreis“, der die Revision der Ostgrenze betrieb, verklagte 1960 nicht nur den Rezensenten Hartmut Jäckel, sondern auch die Redaktion der „Neuen Politischen Literatur“ we-

gen über Nachrede und Beleidigung. Für Jäckel sowie die Herausgeber Erwin Stein und Waldemar Besson war dies eine Chance, den Göttinger Arbeitskreis vor Gericht unter die Lupe nehmen zu können. Die Auseinandersetzungen zogen sich über Jahre hin, erst 1968 kam es zu einem außergerichtlichen Vergleich.

Es ist bedauerlich, dass H-Soz-und-Kult dem juristischen Druck nachgegeben hat und nur diesen Ausweg sah, den Rezensenten schützen zu können. Doch die Organisatoren der Plattform beugen sich nur juristisch und bleiben ihrer Maxime treu, den Streit wissenschaftlich zu klären. Dazu haben sie Reitzenstein mit feiner Finte erneut aufgefordert: Michael Wildt und Rüdiger Hohls haben „eine eigenständige Bewertung des Buchs“ veröffentlicht, die Flachowskys Kritik über weite Strecken paraphrasiert.

Mehr Prominenz für eine Rezension ist kaum zu erreichen, und die Zirkulation des Originalbeitrags, den H-Soz-und-Kult zwar von der eigenen Seite, nicht aber von den Festplatten der Wissenschaftsgemeinschaft löschen konnte, wird ihr Übriges tun. So ist Reitzensteins Vorgehen ein Paradebeispiel dafür, wie man Kritik nicht widerlegt, sondern in Umlauf bringt. BIRTE FÖRSTER

Die Autorin leitete von 2008 bis 2016 die Redaktion der Zeitschrift „Neue Politische Literatur“.

LEMPERTZ

1798

Einladung zu Auktionseinlieferungen
Kunst des 14.–21. Jh.

Damo, China, 17. Jh. H 34,7 cm
Ergebnis € 868.000
Asien-Auktionen:
9. Juni Köln
15. Juni Brüssel (Vorbesichtigung während der Asian Art in Brussels)



50667 Köln Neumarkt 3 T 0221 92 57 290 info@lempertz.com
Berlin T 030 27 87 60 80 München T 089 98 10 77 67 Brüssel T 02 514 05 86